

Hools im Mittelblock

Fußball und Homosexualität – Notizen angelegentlich der Fußball-Europameisterschaft der Männer in Frankreich

JAN FEDDERSEN

In den meisten Ländern ist Fußball die wichtigste Sportart, in der klassische Männlichkeit am populärsten zum Ausdruck kommt.¹ Auch in Deutschland: Kein anderer Mannschaftssport vermag so viel Geld zu mobilisieren und solche Mengen an Publikum zu interessieren – wie in diesem Jahr wieder einmal ein Turnier wie die Fußball-Europameisterschaft in Frankreich anzeigt. Aber identifizieren sich auch schwule Männer mit Fußball? Sind sie nicht die, im Hinblick auf die Begeisterung für dieses sportliche Entertainment, stummen Begleiter – wenn überhaupt? Interessieren sie nicht vielmehr, wie es das Klischee besagt, die nicht körperlich kampfbetonten solistischen Disziplinen, etwa das Turnen, das Turmspringen oder das Eiskunstlaufen? Es lohnte eine empirische Untersuchung, ob dies wirklich zutrifft – etwas, das der Soziologe Rüdiger Lautmann dem Autor einmal in einem Gespräch 1995 fast spöttelnd versicherte: dass Schwule sich für Fußball nicht interessierten.

Es spricht einiges dafür, dass diese Wahrnehmung eine dem heteronormativen Kodex ergebene ist. Die Interessiertheit am Fußball bei hetero- wie homosexuell orientierten Männern könnte, so meine These, gleich groß sein. Möglich wäre auch, dass der Anteil der schwulen Männer, dem Fußball die favorisierte Mannschaftssportart ist, tatsächlich geringer ausfiele, würde man dieses Feld näher untersuchen. Dass er niedriger einzuschätzen ist, weil homosexuellen Männern vor ihren Selbstwahrnehmungen als gleichgeschlechtlich begehrend der Fußball verleidet wird. Denn Fußball, vor wie hinter den Kulissen, ist eine Disziplin, die ihre heteronormative Struktur deutlicher als andere Sportarten unterfüttert. Diese Spezifik heteronormativer Profilierung korrespondiert mit dem nur seltsam zu nennenden Desinteresse der queeren Forschung an diesem Thema. In Lautmanns soziologisch-historischer Studie »Seminar: Gesellschaft und Homosexualität«, 1977 als erster Forschungsüberblick nach »Geburt« der

1 Nicht in den USA oder Kanada beispielsweise – dort sind Basketball, Eishockey, American Football und Baseball die Kernmannschaftssportarten männlich-heterosexuellen Heldentums.

Schwulenbewegung in den frühen 1970er Jahren im deutschsprachigen Raum erschienen, wird die Welt des Sports (und der homosexuellen Identifikationen) nicht einmal als möglicher Wahrnehmungsbereich und mutmaßliche Performancefläche männlich-homosexueller Gesellschaftlichkeit erwähnt.²

Am 9. Januar 2014 räumte ein nicht mehr als Profifußballer berufstätiger Spieler mit dem Vorurteil auf, schwule Männer seien beim Ballett, Wasserspringen und Kunstturnen präsent, an diesen solistischen Leistungsdarbietungen interessiert, nicht jedenfalls bei der und an der Mannschaftssportart Fußball.³ Diese Disziplin ist im medial-sportlichen Bereich mit Abstand die am stärksten repräsentierte. An jenem Tag veröffentlichte die Wochenzeitung »Die Zeit« ein Gespräch mit dem damals erst wenige Monate nicht mehr bei einem Verein unter Vertrag stehenden Spieler Thomas Hitzlsperger.⁴ Der gebürtige Münchner, Jahrgang 1982, von 1989 bis 2000 beim erfolgreichsten deutschen Fußballverein Bayern München ausgebildet und von 2004 bis 2010 insgesamt 52 Mal Mitglied der deutschen Nationalmannschaft, war als Spieler für seine robuste Spielweise bekannt: »The hammer« nannten ihn Fans liebevoll während seiner Zeit beim englischen Klub Aston Villa – eine klassische Männlichkeit verströmende Titulierung.

Hitzlsperger outete sich in einem bildungsbürgerlich gesinnten Medium als schwul, nicht im Fachmagazin »Kicker« oder in der »Bild-Zeitung«, den Zentralorganen des deutschen Fußballismus. Sensationell war die Geschichte deshalb, weil Hitzlsperger der erste prominente Spieler war, der sein gleichgeschlechtliches Begehren offenbarte. Kein Medium in der Bundesrepublik machte dieses Outing nicht zur erstrangigen Meldung, selbst der »Tagesschau« war diese Geschichte wert, berichtet zu werden. Sogar Bundeskanzlerin Angela Merkel übersandte dem Sportler Glückwünsche zu diesem Schritt, als hätte der Beglückwünschte eine beinahe überirdische Leistung namens der Nation vollbracht – Anerkennung also durch jene wichtigste christdemokratische Politikerin und CDU-Parteivorsitzende, die die Eingetragene Lebenspartnerschaft nicht in die klassische Ehe integriert wissen will.

2 Rüdiger Lautmann: Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt a. M. 1977.

3 Ein medial-gesellschaftlicher »Schock« war dieses Outing andererseits auch nicht: In den libertären gesellschaftlichen Bereichen – auch beim Fußball – war die Existenz von schwulen Fußballinteressierten allemal bekannt, allein schon durch die Präsenz von offenen schwulen Fanclubs von Bundesligavereinen.

4 Carolin Emcke/Moritz Müller-Wirth: Homosexualität wird im Fußball ignoriert. In: Die Zeit vom 9.1.2014, S. 16 f., hier S. 16.

Allerdings war bis zu diesem Januar 2014 Homosexualität im Fußball kein echtes Tabu. »Schwul« war und ist die liebste und gängigste Schmähung von Fans gegen Spieler und Schiedsrichter, um diese zu entwerten. Hitzlsperger hingegen erntete diese Beschimpfungen nie, er galt eben als aus hartem Holz geschnitzt, zu hart für das, was das Klischee unter einem schwulen Mann verstehen will. »Schwul« ist allerdings auch die Kernvokabel im Sprechen in den Mannschaftskabinen selbst, und zwar nicht erst in der Bundesliga oder der Nationalmannschaft, sondern schon in der D-Jugend, in der der elf- bis zwölfjährige Nachwuchs spielt. Wer von Mannschaftskameraden als homosexuell markiert wird, muss sich wehren – denn schwul zu sein ist im Fußball das Stigmatisierendste, was einem Spieler angeheftet werden kann.⁵ Homosexuell zu sein, als Mann einen anderen Mann sexuell und nicht allein homosozial zu begehren, ist der ultimative – homophobe – Verdacht, dem kein Spieler sich aussetzen will.

Zu diesem durchweg abfällig gesinnten Spiel der Abwehr homosexueller Akteure auf dem Spielfeld, in den Mannschaftskabinen, in den Hotels bei Auswärtspartien gehören spätestens im Erwachsenenbereich Inszenierungen von heterosexuellen Begleitungen. Kein Spieler, der nicht versucht, sehr früh eine Freundin öffentlich vorzuführen – neben dem wie auch immer moralisch zu bewertenden Stolz, damit »ein ganzer Mann« zu sein, auch eine Geste der öffentlichen Versicherung, nicht von der gewünscht erfüllten Norm abzuweichen.⁶ Die Frau an seiner Seite als Trophäe. Bis zum Outing Thomas Hitzlspergers gab es keine offen schwulen Spieler im Spitzenbereich. Bekannt war hauptsächlich der Fall des englischen Spielers Justin Fashanu, der sich 1998 aus Verzweiflung über das Mobbing gegen ihn als schwulen Spieler das Leben nahm.⁷

Auffällig am Fall Hitzlsperger ist indes nicht, dass die Interviewer der »Zeit«, Carolin Emcke und Moritz Müller-Wirth, nach eigener Auskunft Monate mit dem Spieler beisammensaßen, um den perfekten Zeitpunkt für eine Veröffentlichung zu suchen,⁸ so, als sei der Beginn der Therapie

5 Ob und wenn ja, wie sehr hinter solchen aggressiv heteronormativen Benennungen familiäre Strukturen (Wünsche, Aufträge, Delegationen) sich verbergen, kann hier nicht erörtert werden.

6 Ein medialer Schnipsel aus einem Milliardenpuzzle an Darstellungen im Internet: <http://www.vip.de/cms/die-huebschesten-spielerfrauen-der-deutschen-fussball-nationalmannschaft-1917810.html> [alle Internethinweise sind auf dem Stand vom 27. März 2016].

7 Einen guten Überblick zu schwulen Fußballern liefert Andreas Bock: »Ich habe mich nie geschämt, dass ich so bin«. In: 11 Freunde vom 8.1.2014, <http://www.11freunde.de/galerie/homosexualitaet-im-fussball>.

8 Anfang Januar ist, in medialer Hinsicht, eine perfekte Zeit: Die Bundesliga ist noch in der Winterpause, die Sportredaktionen und ihre Fußballreporter sind nicht durch aktuelle Spieltagsberichterstattung abgelenkt.

in langen Explorationen mit dem Patienten sensibel abzustimmen. Bemerkenswert war eher, dass Hitzlsperger früher, schon zu berufstätigen Zeiten, bereit gewesen wäre, aus seinem Schwulsein kein Hehl zu machen. Aber man riet ihm ab.⁹ Es mögen auch seine Freunde, es mag gleichfalls seine Familie gewesen sein – vor allem aber sein fußballerisches Umfeld wollte nicht. Homosexualität, so wurde es in den Wochen und Monaten nach Hitzlspergers Outing in den Medien erörtert, sei als Thema nach einer sportlichen Karriere geeignet, nicht jedoch während der Berufstätigkeit. Philipp Lahm, zu jener Zeit Nationalmannschaftskollege Hitzlspergers und selbst einige Jahre bis zu seiner heterosexuellen Eheschließung, heteronormativ gesprochen, »verdächtig«, schwul zu sein, äußerte: »Für denjenigen, der es tut, würde es sehr schwer werden. Ein offen schwuler Fußballer würde Schmährufen ausgesetzt sein.«¹⁰

Die Einschätzung kann als entlastende Aussage gedeutet werden, als Spekulation, die den Gegenstand des Problems verschiebt – von den Mannschaftskameraden weg gerichtet auf das Publikum, auf die Besucher*innen von Fußballarenen, auf den ungehobelten Fan schlechthin: Schuld, nach dieser Logik, ist der rohe Fan, der Hooligan, der Ultra. Tatsächlich gibt es für diese Vermutung Hinweise konkreter Art: Der Schiedsrichter, der nicht durchgreift, der Fußballer, der ein Tor nicht trifft – sie gelten auf den Zuschauerrängen gern als »schwul«. Aber dieser Befund verkennt, dass schon Mitglieder ganz anderer Minderheiten vom Rang der Aversion in den der Verehrung aufstiegen. Dunkelhäutige Spieler wie Gerald Asamoah,¹¹ Jimmy Hartwig oder Erwin Kostedde wurden rassistisch verunglimpft – aber stets von Anhängern der jeweils gegnerischen Mannschaft. Sie wurden, allen möglichen rassistisch grundierten Antipathien zum Trotz, von den Fans des eigenen Teams hingegen ins eigene Kollektiv integriert. Ihre Hautfarbe war weniger (oder nicht so) wichtig wie die Beiträge, die sie zu einem guten Ergebnis der eigenen Mannschaft beitrugen – Tore, erzielte eigene oder verhinderte gegnerische.

Insofern ist der Fingerzeig Philipp Lahms, des damaligen Kapitäns der deutschen Nationalmannschaft, krumm und in die falsche Richtung gedeutet, obendrein in eine Richtung gelenkt zu jenen Teilen des Publi-

9 Als Hitzlsperger überlegte, nicht mehr als heterosexuell gelten zu wollen, bremste ihn sein Umfeld: »Sag das bloß nicht laut! Das bringt nur Probleme.« Emcke/Müller-Wirth (wie Anm. 4), S. 17.

10 Lahm rät homosexuellen Fußballern von Outing ab. In: Die Welt vom 18.5.2011, <http://www.welt.de/sport/fussball/article13379230/Lahm-raet-homosexuellen-Fussballern-von-Outing-ab.html>.

11 Gerald Asamoah: »Ich wurde mit Bananen beworfen«. In: Christ & Welt 10/2013, <http://www.christundwelt.de/themen/detail/artikel/ich-wurde-mit-bananen-beworfen/>.

kums, die rohere, weniger familientaugliche Umgangsformen pflegen. Fans wären freilich keine, würden sie ihre Wertschätzung eines Spielers der eigenen Mannschaft von dessen Hautfarbe oder sexueller Orientierung abhängig machen und nicht in erster Linie von seiner Fähigkeit, zum sportlichen Erfolg des Teams beizutragen. Thomas Hitzlsperger, so gesehen, hätte ein offen schwuler Spieler schon während seiner Berufstätigkeit sein können – aber seine Ratgeber brachten ihn von der Idee des Outings ab.¹² Wer diese, im Hinblick auf diesen Spieler, genau waren, weiß nur er allein.

Ein Indiz, wer, im Gegensatz zu den Fußballfans, die Bremser und Discretionsbesorgten von Outings sind, wer dafür sorgt, dass Homosexualität und Homosexuelle im Fußball als Thema höchsten Dramatisierungswert haben, liefert eine Reportage des »Spiegel«-Reporters Alexander Osang, der unter dem Titel »Neue deutsche Männer« erschien, von der Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika 2010. Seine Geschichte kreist um den deutschen Spieler Michael Ballack, der sich vor dem WM-Turnier verletzt hatte und nicht nominiert worden war. Osang überliefert nach einer Begegnung mit Michael Becker, dem Manager des populärsten deutschen Fußballers der frühen 2000er Jahre, dessen Blick auf die DFB-Nationalmannschaft: »Er redete viel über Leute, die seinen Klienten beneideten, weil sie mittelmäßig seien, hässlich, untalentierte, bürokratisch, provinziell, unmännlich oder eben schwul.«¹³ Ein objektiv gekränkter Mann, der verständlicherweise darunter leidet, dass sein Schützling nicht an der wichtigsten Performance der Fußballwelt teilhaben kann. Weil er dies nicht verwinden kann, sucht er Umstände, die er schuldig sprechen kann: dass sein Held, Michael Ballack, jetzt nicht im Team war, das, nach Beckers wie Ballacks Verständnis, für einen ganz unsoldatischen, weniger rauen, eher eleganten Fußball stand. Das musste er offenbar als »schwul« begreifen – als schwächlich und antimännlich. Davon abgesehen, dass genau dieser Stil des Fußballs in Südafrika dem deutschen Team den dritten Rang einbrachte und vier Jahre darauf in Brasilien den WM-Titel, muss diese Bemerkung des Managers Michael Ballacks als authentisch genommen werden – und zwar als Äußerung aus dem Mittelblock des Fußballgeschäfts.

12 Bundestrainer Joachim Löw wurde von Hitzlsperger schon zwei Jahre vor seinem Selbstouting von seinem Schwulsein informiert und hätte den öffentlichen Rummel mitgetragen. Es war der Spieler selbst, der das »Bekennnis« auf die Zeit nach dem Fußballkarriereende legte; Coming-out. Hitzlsperger informierte Löw schon vor EM 2012. In: Spiegel Online vom 11.1.2014, <http://www.spiegel.de/sport/fussball/hitzlsperger-sprach-vor-em-2012-mit-loew-ueber-homosexualitaet-a-942989.html>.

13 Alexander Osang: Neue deutsche Männer. In: Der Spiegel vom 12.7.2010, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-71558839.html>.

Der Mittelblock ist die Organisations- und Managementebene zwischen dem reinen Spiel und den Fans: Manager, Vereinsangestellte, Helfer für alle Belange wie Physiotherapeuten und Mediziner, Spielervermittler und die Medien selbst nicht minder. Sie alle bilden das realitätsgebende und -stiftende Knäuel, in dem allen Spielern dringlich empfohlen wird, bloß nicht als schwuler Fußballer aufzufallen.¹⁴ Selbst Corny Littmann, einige Jahre Präsident des alternativ gesinnten FC St. Pauli in Hamburg, einst Spitzenpolitiker der Grün-Alternativen Liste und als offen schwuler Theaterprinzpal der erfolgreichste Privatbühnenchef der Stadt, antwortete stets auf die Frage, ob er schwule Fußballer kenne, bejahend, fügte jedoch zugleich eilig an, dass er jedem nur den Tipp geben könne, sich mit offen gelebter Homosexualität zurückzuhalten – der Fußball als kulturell-ideologischer Gesamtkomplex sei dafür nicht reif.¹⁵

Nun ließe sich zu dieser Einschätzung anmerken, dass auch andere gesellschaftliche Milieus für in heteronormativer Hinsicht unreformierbar gehalten wurden, etwa das Militär oder die Politik. Subsysteme, die sich nach den Maßstäben der klassischen Geschlechterordnung geändert haben. Die Welt des Fußballs ist gleichwohl – unter den zentral identitätsstiftenden Subsystemen im Gesellschaftlichen – die allerletzte Bastion heteronormativ wirksamer Exklusion. Forschung, darf nüchtern formuliert werden, ist zu diesem Thema in jeder Hinsicht wünschenswert.¹⁶ Expertisen zur Möglichkeit und zur Daseinsberechtigung Homosexueller im Fußball gibt es hinlänglich – aber es gibt kein empirisches Material zum Glutkern dieser Szene, die zentral um mann-männliche Körperlichkeit kreist. Es sind die Verbände, ihre Agenten und Zuarbeiter als Spielervermittler oder als Journalisten, die das Bild vom nonhomosexuellen Fußball unentwegt nicht nur bewahren, sondern vitalisieren.¹⁷ Es deutet

14 Eine vorzügliche Übersicht zum Image homosexueller Fußballer und zur Homosexualität in diesem Sport selbst gibt Ronny Blaschke: Deutschland sucht den schwulen Kicker. In: Süddeutsche Zeitung vom 22.9.2012, <http://www.sueddeutsche.de/sport/homosexualitaet-im-fussball-deutschland-sucht-den-schwulen-kicker-1.1474884>.

15 Corny Littmann: In einer Mannschaft sind Spielsüchtige normaler als Schwule. In: Zeit-Online vom 11.1.2014, <http://www.zeit.de/sport/2014-01/hitzlsperger-homosexualitaet-schwul-littmann-corny>.

16 Wissenschaftliche Texte zum Thema sind erst vor wenigen Jahren gefertigt worden – und kommen über kategorial-allgemeine Bemerkungen nicht hinaus, siehe beispielhaft hierzu: Tatjana Eggeling: Homosexualität und Fußball – ein Widerspruch. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 15-16/2010, S. 20-26.

17 Der Autor war Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre vier Jahre lang Sportredakteur einer Tageszeitung in Hamburg, zuständig auch für die Berichterstattung zum Thema Fußball, Wochenende für Wochenende in Sachen HSV und FC St. Pauli unterwegs. Es gab schon damals keine bei genauem Blick belastbaren Hinweise, dass es

vorläufig nur wenig darauf hin, dass das Outing Thomas Hitzlspergers im professionellen Fußball der Auftakt einer queeren Libertinage gewesen ist. Bildungspolitische und pädagogische Pläne zur Aufklärung über homophobe Strukturen in der Kernsportart deutscher (und europäischer) Identifikationslust¹⁸ dienen vielleicht auch der Selbstvergewisserung von Akteur*innen, die sich mit der gusseisernen heteronormativen Struktur dieses Sports nicht zufriedengeben wollen – immerhin.¹⁹

In den maßgebenden Vereinen oder beim Deutschen Fußball-Bund wird dieses Engagement faktisch kaum wahrgenommen. Man könnte, besser: müsste fragen, ob es in dieser Hinsicht auch viel zu verteidigen gibt. Eine Sportart, die Homosexualität offenbar schon deshalb kaum ertragen kann, weil die homosoziale Intimität auf Reisen, bei Feiern nach einem Sieg oder unter der Dusche nicht in eine homosexuelle umschlagen darf – und sei es nur als Befürchtung. Oder: Dass ein extrem körperlich miteinander funktionierender Männertross im Sinne eines sexuellen

schwule Männer im Fußball seltener gibt als in anderen gesellschaftlichen Subsystemen. Sie agieren in gewisser Hinsicht nicht direkt auf dem Spielfeld, als sportliche Akteure, vielmehr auch in den satellitären Bereichen des sportlichen Geschehens. Homosexuelle hatten in jener Zeit ihre Reservate gefunden: Vier von fünf Fußballhauptverantwortlichen bei Zeitungen und Nachrichtenagenturen in jener Zeit waren schwul (oder wie auch immer sie persönlich ihr Begehren nannten). Obendrein war es in Hamburgs Fußball ein nur mäßig verhülltes Geheimnis, dass der Schiedsrichterbereich (und unter Trainern) das Asyl für viele homosexuelle Fußballkenner (oft vormals aktiv spielend) war: Jobs und Posten der Beobachtung und Neutralisierung.

- 18 Wie sie die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld seit 2012 zu lancieren sucht, <http://www.fussball-fuer-vielfalt.de/>.
- 19 Es lohnte eine qualitativ-empirische Untersuchung, etwa in Form von Tiefeninterviews, wie die Auslese von Jungen, die in Fußballvereinen spielen, funktioniert. Tatsächlich hören viele Spieler während der Pubertät, also dem Erwachen des spezifischen sexuellen Begehrens, mit ihrem Sport auf. Wer die Verhältnisse (nicht nur) im Jugendfußball kennt, weiß, dass eine Mannschaft sich nicht allein aus sportlichen Talenten rekrutiert. Hinzu kommen stets soziale, psychologische Umstände: In Mannschaftskabinen spielt sich spätestens unter pubertierenden Spielern eine Konkurrenz auch im Hinblick auf Männlichkeit ab. Jungen, die sich als mann-männlich begehrend empfinden, können bei den Spielen um die Konstitution von (eben immer: heterosexueller) Männlichkeit nicht mitmachen. Manche Spieler – wie mutmaßlich Thomas Hitzlsperger – setzen darauf, dass es eine heterosexuelle Fügung für sie noch geben wird. Die meisten anderen, das wäre sehr wahrscheinlich das quantitative Resultat einer solchen Untersuchung, resignieren und wechseln die Sportart. In diesem Sinne spricht auch viel dafür, dass der gesellschaftlich übliche Anteil von Homosexuellen von drei bis fünf Prozent im Spitzenfußball nicht zutrifft: Unter Profifußballern wird der Anteil schwuler Spieler viel geringer sein – es sind jene, die den heteronormativen Ausleseprozess seit frühesten Kinderfußballtagen überstanden haben. Insofern nützen die Wünsche einer interessierten Öffentlichkeit nach mehr geouteten Spielern wenig: Es gibt sie allenfalls als Raritäten in einem Rudel heteronormativ aufgepumpter Männer.

Neutralitätsgebots davon zehrt, dass man einander nicht in sexueller Hinsicht begehrt.²⁰ Schwule Männer im Fußball, so triftig der Fußballkenner Corny Littmann, stiften in den Mannschaften potenziell Unruhe.²¹

Ob diese Nervosität beruhigt werden kann, ist offen.²² Es wäre viel gewonnen, könnte die heteronormative Einvernehmlichkeit im Fußballmilieu zumindest sacht erschüttert werden. Aus dem italienischen Fußball berichtete kürzlich die Journalistin Birgit Schönau von einem Spiel des SSC Neapel gegen Inter Mailand.²³ Der Trainer der Neapolitaner, Maurizio Sarri, sei mit seinem Mailänder Kollegen, Roberto Mancini, nach dem Schlusspfiff wegen einer unwichtigen Unstimmigkeit aneinandergeraten. Sarri beleidigte seinen Kollegen als »Tunte« und »Schwuchtel«. Hinterher sagte er, beide Vokabeln seien die ersten gewesen, die ihm »zufällig« eingefallen seien. Man möge sie nicht als schmähend nehmen, er hätte auch anderes äußern können. Das aber hat er nicht, und der Zufall ist keine brauchbare Kategorie, um Sprechakte zu analysieren. Das Niveau homophober Mentalität in Italien lässt sich daran ablesen, dass einer der Schiedsrichter die Beleidigungen gegen Mancini zwar hörte – sie aber nicht ahndete, weil er sie nicht als Aggression wertete. Mancini selbst immerhin gab noch dies am Ende zu Protokoll: »Und um es klar zu sagen: Wäre ich homosexuell, wäre ich stolz darauf.« Ein Statement – noch vor 20 Jahren undenkbar.

20 Was, historisch gesehen, der Sinn der Geschlechtertrennung im Sport war und ist.

21 Corny Littmann: Ein schwuler Spieler führt zu Spannungen. In: Hamburger Abendblatt vom 2.8.2013, <http://www.abendblatt.de/sport/fussball/st-pauli/article118636719/Littmann-Ein-schwuler-Spieler-fuehrt-zu-Spannungen.html>.

22 Die grundsätzlich homophobe – gleichwohl homosoziale – Tradition des Fußballs betrifft nur den männlichen Teil der Disziplin. Frauenfußball ist im Vergleich mit diesem, allen medialen Mühen durch TV-Sender wie ARD, ZDF und Eurosport zum Trotz, randständig. Das ist kein moralischer Befund, sondern einer nach Blick auf die gesellschaftliche Diskursstärke dieses Sports. Männlichkeit, ihre Konturierung als nichthomosexuell, ist das umkämpfte Terrain, Weiblichkeit als vergleichsweise weniger dramatisch und für die heterosexuelle Ordnung wichtig. Homosexuelles im Frauenfußball gilt, nach gängigen Klischees, als gegeben. So berichtet etwa Nadine Angerer, bis 2015 Torhüterin des deutschen Nationalteams, in ihrer Autobiographie von der Selbstverständlichkeit, mit der Homosexuelles in ihrem auch sportlichen Umfeld gelebt wird; Nadine Angerer mit Kathrin Steinbichler: *Im richtigen Moment. Meine Story*. Mit einem Vorwort von Jasmin Tabatabai. Hamburg 2015. Vor der Frauenfußball-WM 2011 in Deutschland, als die mediale Aufmerksamkeit zu diesem Turnier mächtiger als üblich ausfiel, wurde allerdings seitens der Funktionärsspitze in puncto Promotion alles dafür getan, das Lesbische in der DFB-Auswahl »blind« zu stellen, nicht darüber zu sprechen.

23 Birgit Schönau: Unter echten Männern. In: Süddeutsche Zeitung vom 21.1.2016, <http://www.sueddeutsche.de/sport/fussball-in-italien-unter-echten-maennern-1.2827016>.